

CHRISTIAN GRETHLEIN

Religionspädagogik in Halle (1991/2–1997) Fünf lehrreiche Jahre¹

Es ist nicht nur in Münster/Westfalen, sondern wohl in den meisten „alten“ Bundesländern merkwürdig still um „1989“ geworden. In meinen religionspädagogischen Vorlesungen nimmt die Aufmerksamkeit bei der Mehrzahl der Studierenden spürbar ab, wenn ich zu lange die besondere Situation religiöser Bildung, Erziehung und Sozialisation in den sog. neuen Bundesländern thematisiere. Lediglich einige zugezogene Kommilitoninnen und Kommilitonen, die noch in der DDR geboren wurden, zeigen Interesse. In der öffentlichen Diskussion von Münster spielt „1989“ nur dann eine Rolle, wenn ein prominenter Redner spricht, zuletzt Wolfgang Thierse. Aber auch der Vorsitzende des Initiativkreises, der solche Vorträge regelmäßig in Münster organisiert, ist über 80 Jahre alt – und ein ähnlich engagierter jüngerer Nachfolger ist nicht erkennbar. Kurz nach der Wende wurde er als Beamter nach Brandenburg geschickt; seitdem lässt ihn die Vereinigungsaufgabe nicht mehr los. Neue Themen haben längst den Platz von „1989“ eingenommen: In der Politik dominieren, während ich diesen Beitrag Ende des Jahres 2008 abfasse, Probleme der weltweiten Finanzkrise; in der Religionspädagogik in Nordrhein-Westfalen etwa die Frage eines Islamischen Religionsunterrichts. Demgegenüber tritt der „3. Oktober“ weitgehend zurück.

In einer solchen Situation sind runde Jahrestage gut geeignet, (zu) schnell Vergessenes wieder zu erinnern. Dabei liegt – entsprechend meinem Fach – das Interesse weniger auf genauen historischen Rekonstruktionen. Vielmehr gilt es, die im Umfeld von „1989“ gemachten Einsichten präsent zu halten

¹ Vgl. C. GRETHLEIN, „Hart, aber fröhlich!“ Ein Semester Religionspädagogik im Osten Deutschlands, in: Nachrichten der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern 47 (1992), 164f; vgl. auch DERS., Religionspädagogik in Deutschland-Ost, in: EK 26 (1993), 405–408; DERS., Zur Person: Christian Grethlein, in: ChL 47 (1994), 361–363; DERS., Praktische Theologie als theologische Theorie kirchlicher Praxis, in: G. LÄMMLIN / S. SCHOLPP (Hg.), Praktische Theologie der Gegenwart in Selbstdarstellungen, Tübingen 2001, 333–348.

bzw. auf heutige Problemstellungen hin fruchtbar zu machen. Entsprechend der freundlichen Bitte der Herausgeber der BThZ will ich dies an meinem berufsbiographischen Beispiel versuchen. Ich lehrte zwischen 1991/92 und 1997 in Halle/Saale an der dortigen Theologischen Fakultät Religionspädagogik.

Dazu skizziere ich meine Ausgangssituation als 1988 an die Kirchliche Hochschule in Berlin-Zehlendorf berufener Dozent. Sodann schildere ich knapp die Berufung nach Halle und die dort gemachten beruflichen und persönlichen Erfahrungen. In einem dritten Schritt weise ich auf die besondere kirchliche Problemlage in der Nachwendezeit hin; sie war in Halle in besonderer Weise zugespitzt, ist aber dadurch gut geeignet, auf Grundsatfragen aufmerksam zu machen. In einem vierten Schritt versuche ich dann einige Lehren aus den zuvor geschilderten Prozessen zu ziehen, die meine religionspädagogische und praktisch-theologische Arbeit bis heute begleiten. Das Ende bildet ein kurzes persönliches Resümee: Die Jahre in Halle waren nicht einfach, aber lehrreich.

1. Ausgangssituation: Als Praktischer Theologe in (West-)Berlin

Zum Sommersemester 1988 wurde ich auf eine Dozentenstelle für Praktische Theologie an die Kirchliche Hochschule Berlin berufen. In gewissem Sinn begann damit eine Vorbereitungszeit auf die spätere Hallenser Tätigkeit. Bis dahin hatte ich als Vikar in München und als Schulpfarrer in Regensburg praktische Erfahrungen gesammelt und war vier Jahre als Assistent an der Theologischen Fakultät in Erlangen tätig gewesen. Gegenüber Bayern begegnete ich in Berlin einer erheblich anderen kirchlichen und gesellschaftlichen Situation. Dies galt auch für die Organisation von Theologie. Im Westteil der Stadt vertrat die 1935 gegründete Kirchliche Hochschule in Zehlendorf die – an der Freien Universität fehlende – Theologische Fakultät; im Ostteil bestand an der Humboldt-Universität eine Theologische Fakultät mit großer Staatsnähe, daneben das sog. Sprachenkonvikt in der Borsigstraße, 1950 als Einrichtung für aus der DDR stammende künftige Studierende in Zehlendorf gegründet, nach dem Mauerbau 1961 dann als eigene Kirchliche Hochschule ausgebaut (wenn auch ohne Promotionsrecht).

Religionspädagogisch wurde mir die Berliner Sondersituation klar, als mich Bischof Martin Kruse umgehend in die Visitationskommission des Instituts für Katechetischen Dienst (IKD) berief. Dadurch hatte ich mich

intensiv mit dem Berliner Religionsunterricht zu befassen, einem rein kirchlich verantworteten Unterrichtsfach, das nicht den schützenden Rahmen von Art. 7,3 des Grundgesetzes genoss. Allerdings zeigte sich sowohl bei Recherchen zur Entstehung dieses besonderen „Berliner Modells“² als auch bei Gesprächen mit Dozenten im IKD für mich Erstaunliches. Die rein kirchliche Verantwortung für den schulischen Religionsunterricht, die schon damals zu dessen Auszehrung im Bereich der höheren Jahrgangsstufen³ und zu einer erheblichen Belastung für die „Katecheten“ genannten Religionslehrkräfte führte, wurde manchmal als Errungenschaft gepriesen. Kirche begegnete mir – als einem im volkshochkirchlichen Bayern persönlich und beruflich Sozialisierten – plötzlich als eine dem Staat (und auch der sonstigen Öffentlichkeit) primär kritisch gegenüberstehende und deshalb auf möglichst große Distanz bedachte Institution. Dazu trat, dass für die meisten Theologie-Studierenden an der Kirchlichen Hochschule ein Pfarrberuf Ziel war, zu dem dezidiert keine Erteilung von schulischem Religionsunterricht gehörte.⁴

In politisch und psychologisch besser verständlicher Form begegnete mir diese sich letztlich aus dem Kirchenkampf legitimierende Position bei den Treffen mit den Kollegen des sog. Sprachen-Konvikts, also der – funktional gesprochen – Kirchlichen Hochschule in Berlin-Ost. Die mir aus Bayern geläufige, unter dem Begriff der Volkskirche kirchentheoretisch ausgearbeitete enge Verzahnung von Staat, Gesellschaft, Kultur und Kirche fehlte hier nicht nur, sondern wurde auch theologisch entschieden abgelehnt. Was von einer steilen Wort-Gottes-Theologie her im Kontext einer religionsfeindlichen Diktatur durchaus plausibel erschien, hatte jedoch fatale Konsequenzen in der (West-)Berliner Praxis. Konkret für den schulischen Religionsunterricht bedeutete dies, dass die Religionslehrer/innen sich in hohem Maße verpflichtet fühlten, im Unterricht dem (vermuteten) Schülergeschmack zu imponieren.

² S.C. GRETHLEIN, Das ‚Berliner Modell‘ – eine Rekonstruktion seines Ursprungs in religionspädagogischem Interesse, in: G. BESIER / C. GESTRICH (Hg.), 450 Jahre Evangelische Theologie in Berlin, Göttingen 1989, 483–509.

³ Da die Konfirmation – weithin – an den Besuch des Religionsunterrichts gebunden war, brachen die Teilnehmerzahlen an dem freiwilligen Fach erst ab der 9. Jahrgangsstufe ein.

⁴ In meiner bayrischen Heimatkirche hatte dagegen jeder Pfarrer/jede Pfarrerin ein Pflichtdeputat von bis zu acht Stunden Religionsunterricht an der öffentlichen Schule abzuleisten. Religionspädagogik war deshalb an den bayrischen Theologischen Fakultäten auch in dem auf den Pfarrberuf führenden Studiengang ein wichtiges Fach.

Ganz unmittelbar erfuhren meine Kinder, die ab Sommer 1988 Berliner Schulen besuchten, die damit gegebene Problematik. Im Gegensatz zum Grundschul-Religionsunterricht in Bayern, in dem das Erzählen biblischer Geschichten im Mittelpunkt stand, schien in Berlin die Bibel kein Unterrichtsgegenstand des (kirchlichen!) Religionsunterrichts mehr zu sein. Die Katecheten klagten, dass bei Bibel-Unterricht die Schüler/innen (schneller) weg blieben. Selbstverständlich gab es auch in der Berliner Kirche Verantwortliche, die das „Berliner Modell“ als eine Sackgasse einschätzten, weil es letztlich ein schulisches Unterrichtsfach ohne die üblichen Bedingungen eines solchen zu organisieren versuchte. Doch begegnete ich nicht selten in kirchlichen Kreisen einer Geringschätzung des „westdeutschen“ Religionsunterrichts,⁵ die das „Berliner Modell“ als zukunftsweisend ansah.

Fast schon eine direkte Vorbereitung auf die Hallenser Zeit war dann der Umbruch 1989. Meine Familie erlebte die Agonie des DDR-Staates in (West-)Berlin. Anlässlich des 40. Jahrestages der Staatsgründung war in Zehlendorf – nur einige hundert Meter von der Grenze entfernt – deutlich eine angespannte Situation zu erleben. Auf dem Teltower Damm fuhren viel öfter als sonst US-Panzer, Helikopter dröhnten durch die Luft. Zum ersten Mal in meinem Leben erlebte ich so ansatzweise Angst vor politischer Bedrohung.

Dann ging alles ganz schnell. Schon wenige Tage nach der Öffnung der Mauer kamen die ersten Student/innen aus der Borsig-Straße (Sprachenkonvikt) nach Zehlendorf – es begann ein spannender Prozess von Gesprächen und Auseinandersetzungen. Für die Kirchliche Hochschule selbst hatte die Entwicklung auch etwas Bedrohliches. Denn ihr Status als Theologische Fakultät war gefährdet. Mit der staatlichen Theologischen Fakultät an der Humboldt-Universität sowie dem Sprachenkonvikt gab es ja in (dem vereinigten) Berlin drei theologische Ausbildungsstätten – auf jeden Fall zu viele.⁶ In einem für mich nur teilweise durchschaubaren Prozess, der von stundenlangen Hochschulratssitzungen und erregten Debatten der Kollegen bestimmt wurde, kam es zuerst (am 1. März 1991) zu einer Fusion zwischen

⁵ Es sei nur angemerkt, dass sich spätestens unter Bischof Wolfgang Huber zumindest die offizielle Position stark verändert hat. Die jetzigen Probleme des Religionsunterrichts in Berlin sind aber nur von der Vorgeschichte des sog. Berliner Modells zu verstehen, das neben Schwierigkeiten im Zusammenhang mit dem besonderen Viermächte-Status wenigstens teilweise Ausdruck einer sich überschätzenden Kirchenpolitik war, für die – in jeweils sehr unterschiedlicher Ausprägung – Bischofsnamen wie Otto Dibelius und Kurt Scharf stehen.

⁶ Dazu traten noch theologische Lehrstühle an der Freien Universität.

Humboldt-Fakultät und Sprachenkonvikt. Ungläubig nahmen ältere Zehlendorfer Professoren zur Kenntnis, dass jetzt die jahrzehntelangen, von vielfältigen auch materiellen Unterstützungen geprägten Beziehungen zum Sprachenkonvikt weniger zählten als die gemeinsame Vergangenheit dieser Einrichtung und der Humboldt-Fakultät in der DDR.⁷ Sie waren selbstverständlich davon ausgegangen, dass die politisch schwer belastete Humboldt-Fakultät geschlossen und das Sprachenkonvikt in die Kirchliche Hochschule integriert würde. Doch umgekehrt wurde nun die Zehlendorfer Hochschule am 1. Juni 1993 mit der Theologischen Fakultät der Humboldt-Universität fusioniert. Für mich selbst bedeutete dieser Fusionsprozess, dass die in Aussicht gestellte Entfristung meiner auf sechs Jahre begrenzten Dozentur in Zehlendorf nicht realisierbar war. Es mussten bei der Zusammenführung der drei theologischen Ausbildungsstätten in eine Fakultät dringend Stellen abgebaut werden. Ich begann, mich nach einer neuen Tätigkeit umzusehen.

2. Berufung nach Halle

So las ich mit großem Interesse im Frühjahr 1991 in der „Zeit“ die Ausschreibung einer Professur für Religionspädagogik an der Theologischen Fakultät in Halle. Obwohl mir durch die Berliner Jahre der Osten Deutschlands näher gerückt war, fuhr ich erstmalig zum Probevortrag in die Stadt an der Saale. Die eilends eingezogenen Erkundigungen ergaben, dass die Fakultät in Halle nicht so „rot“ wie die ‚Sektion‘ in Berlin gewesen sei, sondern die üblichen theologischen Standards eingehalten habe. Dazu stieß ich schnell auf die große theologiegeschichtliche Bedeutung dieser im 19. Jahrhundert führenden deutschen Theologischen Fakultät. Das „Vorsingen“ im Fakultätsgebäude, dem sog. Melancthonianum, war durchaus ambivalent. Auf der einen Seite war die Theologische Fakultät traditionsbewusst im Zentrum der Universität loziert; auf der anderen Seite sah man aus dem – der Renovierung bedürftigen – Vorlesungsraum auf eingefallene Dächer in der Nachbarschaft.

⁷ Eine besonders bittere Note bekam dieser Fusionsprozess dadurch, dass der damalige Rektor der Humboldt-Universität, der Praktische Theologe Heinrich Fink, eine Symbolfigur für eine an die DDR-Ideologie angepasste Theologie war – und damit auch die „rote Fakultät“ symbolisierte.

Schon bald bekam ich die Nachricht, dass die Fakultät mich „primo loco“ setzte. So ging ich in ein arbeitsames Wintersemester: In Berlin erfüllte ich meine Lehrverpflichtungen als Dozent der Kirchlichen Hochschule, dazu kam als Lehrauftrag eine (vor der Berufung versprochene) Vorlesung an der Humboldt-Fakultät; zugleich bot ich bereits in Halle auf Bitte des dortigen Dekans eine Vorlesung und ein Seminar an. Interessant war die unterschiedliche Aufnahme meiner Vorlesung zum schulischen Religionsunterricht, die ich parallel in Berlin und Halle hielt. Während es in der Humboldt-Fakultät (im ehrwürdigen Dom) zu teilweise lebhaften und sehr grundsätzlichen Diskussionen über den Sinn schulischen Religionsunterrichts mit Studierenden kam, versammelte sich in Halle nur eine kleine Zahl von Studierenden zum Kolleg, die eifrig mitschrieben. Es waren größtenteils die ersten für den neu begonnenen Lehramtsstudiengang Eingeschriebenen: Das Gros der auf das Pfarramt Studierenden blieb fern (was mir erst später deutlich wurde). Sie lehnten den schulischen Religionsunterricht pauschal ab.

Auf der staatlichen und universitären Seite begegnete mir viel Wohlwollen. Die Berufungsverhandlungen in Magdeburg endeten mit einem sehr guten Ergebnis – der als Gründungsprofessur ausgewiesene Lehrstuhl wurde u. a. mit drei Mitarbeiter-Stellen ausgestattet.⁸ An der Fakultät wurde ich von den Kollegen mit offenen Armen empfangen. Besonders Eberhard Winkler, der bisher als Lehrstuhlinhaber für Praktische Theologie die Katechetik (und Religionspädagogik) mitvertreten hatte, stand mir stets uneigennützig mit Rat und Tat zur Seite. Dadurch dass er parallel zu seiner Professur noch eine Dorfpfarrstelle versah, verkörperte er in einmaliger Form eine gelehrte und zugleich praxis- und menschnahe Praktische Theologie, wie ich sie noch nicht erlebt hatte (und selbst auch leider nicht realisieren kann). Sogar Kollegen anderer Fakultäten zeigten bald Interesse an einer Zusammenarbeit. Besonders mit Pädagogen ergaben sich ertragreiche Kooperationen, etwa in Form eines interessanten interdisziplinären Seminars über Schleiermacher als Pädagoge und Theologe. Dazu wirkte ich – auf Grund des Mangels an Pädagogen – an der Berufung von fünf Pädagogik-Professuren mit.⁹

⁸ Angesichts der Tatsache, dass im Bereich der Religionspädagogik eine neue Seminarbibliothek aufgebaut und meine Mitarbeiter/innen auch schulischen Religionsunterricht erteilen mussten, um überhaupt Praktikumsplätze vorhalten zu können, erscheint die Ausstattung als gerechtfertigt. Dazu gelang es, mit Birgit Marchlowitz (später: Zweigle), Bernd Schröder und Jan Hermelink hervorragende Mitarbeiter zu gewinnen.

⁹ Die bisherigen Professoren waren politisch hoch belastet und mussten ersetzt werden. Allein ein junger Hochschuldozent, der heutige Kultusminister von Sachsen-Anhalt Jan Olbertz,

Konkret hieß das, etwa dreißig Probevorträge pädagogischer Kolleg/innen zu hören – für mich zugleich eine intensive Nachschulung in Pädagogik.

Über dieser insgesamt sehr spannenden Aufbruchsituation – an der Theologischen Fakultät hatten gleichzeitig mit mir Udo Schnelle und Udo Sträter ihren Dienst angetreten – lag allerdings als dunkle Wolke die Überprüfung der Professoren in Hinblick auf ihre Verflechtung mit dem alten System. Auch Kollegen der Theologischen Fakultät waren davon betroffen – und der Ausgang zweier Verfahren war (vorsichtig formuliert) zweifelhaft.

Im persönlichen Bereich gab es ebenfalls Probleme. Zwar beträgt die Distanz zwischen Halle und Berlin nur etwa 160 Kilometer – doch lagen kulturelle Gräben zwischen Zehlendorf und der alten DDR-Bezirkshauptstadt. Angesichts des schlechten Zustands der Wohnungen war es nicht möglich, bald mit der Familie umzuziehen. So bedeutete der Wechsel für mich einen Zeitraum von zweieinhalb Jahren des Pendelns.

In den regelmäßigen Zugfahrten am Montagmorgen und Freitagabend bekam ich nebenbei Einblick in eine im Aufbruch befindliche Gesellschaft, in der viele bis zur Erschöpfung arbeiteten. Wir Pendler von West nach Ost¹⁰ lebten alle in einer ähnlichen Situation: eine neuartige berufliche Herausforderung bei gleichzeitiger erheblicher Belastung im persönlichen und vor allem familiären Bereich. Daraus ergaben sich viele intensive Gespräche – ein Ort für eine wohl (scherzhaft) am besten als „Intercity-theology“ zu bezeichnende Diskursform. Freitagabend kamen im überfüllten Zug-Bistro hohe berufliche Anforderungen und familiäre Konflikte im Zeittakt des Fahrplans schnell zur Sprache, während am Montagmorgen alle über noch nicht erledigten Akten brüteten. Diese Begegnungen brachten mir einen ganz neuen Einblick in die Lebensumstände anderer Berufe. Nicht zuletzt die weite Entfernung zwischen dem, was im binnenkirchlichen und -theologischen Jargon „Verkündigung“ genannt wird, und dem konkreten Leben der Menschen wurde mir nachdrücklich bewusst (und bestimmt bis heute meine praktisch-theologische Arbeit).

war eine Ausnahme. Er wurde Dekan des Erziehungswissenschaftlichen Bereichs. Die Kooperation mit ihm ging so weit, dass wir gemeinsam in einem Universitätsgottesdienst in einer Dialogpredigt die Areopagrede auslegten.

¹⁰ Erst allmählich bildeten sich auch Pendlerströme in umgekehrter Richtung heraus, die nach meinem Eindruck heute die Sonntagabend- bzw. Montagmorgen- und Freitagabendzüge prägen.

3. Probleme mit der Kirche

Am erstaunlichsten und wohl belastendsten war für mich die Erfahrung, dass der Hallenser Kirchenkreis, allen voran dessen Superintendent, als ein entschiedener Gegner des schulischen Religionsunterrichts auftrat. Nicht nur der Antrittsbesuch bei ihm als Leiter des Kirchenkreises verlief kühl. Als ich im Pfarrkonvent einen Vortrag zu Ziel und Aufgabe des Religionsunterrichts hielt, bekam ich zum Teil vehemente Proteste durch Pfarrer zu hören. Beim Verlassen des Saals hörte ich vor dem Schließen der Tür den Superintendenten zu seinen Pfarrer/innen sagen: „Jetzt sind wir wieder unter uns!“

Diese Äußerung war symptomatisch – und erinnerte mich an einige Gespräche im Verlauf der Visitation des Instituts für Katechetischen Dienst in Berlin. Hier traf ich wieder auf „Kirche“ als eine in sich geschlossene soziale Formation, die alles nicht zu ihr Gehörige als Gefährdung und Abzulehnendes wahrnahm. Die langjährige Marginalisierung und Ausgrenzung von Kirche durch den kommunistischen Staat war positiv in die eigene Einstellung transformiert worden, die theologisch durch nur in der Binnenkommunikation verständliche Begriffe wie „Wort Gottes“ begründet wurde. Dass dadurch der Kontakt zur Mehrheit der anderen Menschen unmöglich wurde, schien nicht weiter zu stören. Manche Bedenken der Pfarrer/innen und dann auch Katechetinnen (sowie kirchlich gebundener Eltern¹¹) waren durchaus zu verstehen. Lange Jahre waren Christentum und Kirche in den öffentlichen Schulen bekämpft worden, und jetzt sollte dort Religionsunterricht Einzug halten. Bestand nicht die Gefahr, dass die „rote“ durch die „schwarze“ Ideologie ersetzt wurde? Und tatsächlich erinnere ich mich noch gut an einen – wie mir von Einheimischen mitgeteilt wurde – politisch hoch belasteten Oberstudiendirektor, der mich in den ersten Wochen meiner Hallenser Zeit aufsuchte, um die möglichst zügige Einführung des Religionsunterrichts zu besprechen. Aus seinem Mund klangen „Staatsbürgerkunde“ und „Religionsunterricht“ tatsächlich recht ähnlich. Dazu fürchteten die Katechetinnen um ihre gemeindliche Tätigkeit in der Christenlehre. Hier hatten sich im Laufe der Zeit meist kleine, aber eng miteinander vertraute Gruppen von Christenkindern gebildet. Sollten diese jetzt einem – als unpersönlich empfundenen – schulischen Unterrichtsfach mit (potentiell) großen Klassen geopfert werden?

¹¹ Vgl. hierzu den Aufklärungsversuch von C. GRETHLEIN / H. HANISCH, Religionsunterricht. Informationen zu einem neuen Unterrichtsfach im Osten, Leipzig ²1995.

Doch vor allem stand die „Gemeinde“ in einem exklusiven, durch eine Wort Gottes-Theologie überhöhten Sinn im Mittelpunkt. Es erschien zumindest den das Wort im Pfarrkonvent führenden Hallenser Pfarrer/innen undenkbar, wie außerhalb der „Gemeinde“ in der Bibel gelesen, ja Evangelium kommuniziert werden könnte – was ich für den Religionsunterricht vorschlug und in meiner mehrjährigen Unterrichtspraxis als Religionslehrer erfahren hatte. Fatal hatten sie die antichristliche Propaganda der Kommunisten durch eine extreme Verkirchlichung adaptiert und betrachteten dies jetzt als ihr Proprium.

Mein Hinweis darauf, dass durch den schulischen Unterricht erheblich mehr Kinder und Jugendliche zu erreichen seien, als durch die gemeindepädagogischen Angebote, wurde nicht gehört. Die Heranwachsenden, die nicht das Glück hatten, irgendwie zur Gemeinde gestoßen zu sein, blieben einfach unberücksichtigt. Ebenso fanden meine mündlich und literarisch vorgetragenen Bemühungen, lernorttheoretisch schulischen Religionsunterricht und gemeindliche Bildungsveranstaltungen in ein Verhältnis zu setzen,¹² keine Beachtung.

Dabei vertrat der Hallenser Superintendent radikal eine auch sonst in der Kirche anzutreffende Position. Bei meinem Antrittsbesuch empfing mich der damalige Bischof der Kirchenprovinz Sachsen Christoph Demke persönlich sehr freundlich; aber seine Skepsis gegenüber dem „Westimport“ Religionsunterricht in der Schule konnte und wollte auch er nicht verbergen.¹³ Zum Studientag der Theologischen Fakultät wurde der damalige Wolfener Gemeindepfarrer Axel Noack eingeladen, der durch seine Mitgliedschaft im Rat der EKD zugleich überregionale Verantwortung trug (und einige Jahre später zum Bischof der Kirchenprovinz Sachsen gewählt wurde). Rhetorisch geschickt und persönlich gewinnend referierte er über den zukünftigen Weg der Kirche – selbstverständlich mit einem kritischen Seitenhieb gegen den Religionsunterricht.¹⁴

¹² So programmatisch meine Hallenser Antrittsvorlesung: C. GRETHLEIN, Lernort Gemeinde – Lernort Schule. Einige religionspädagogische Überlegungen zu ihrem Verhältnis, in: ThLZ 118 (1993), 571–586.

¹³ Demgegenüber wog das entschiedene Eintreten für den schulischen Religionsunterricht durch den Dessauer Kirchenpräsident Natho auf Grund der Kleinheit der von ihm geleiteten Kirche im schulpolitischen Prozess nur wenig. Vor allem war der damalige Ministerpräsident von Sachsen-Anhalt Höppner tief in der Kirchenprovinz verankert und selbst dem Religionsunterricht gegenüber, wie ihn die Vorgängerregierung eingerichtet hatte, sehr zurückhaltend.

¹⁴ Im Bischofsamt hat sich dagegen Noack sehr konstruktiv für die Etablierung des schulischen Religionsunterrichts eingesetzt.

In der täglichen Arbeit an der Fakultät begegnete mir diese Front bei nicht wenigen auf das Pfarramt Studierenden. Entweder mieden sie meine Lehrveranstaltungen oder sie versuchten, ständig Grundsatzdiskussionen zu beginnen, die auf die Dauer einen geordneten Lehrbetrieb erschwerten. Zudem tat sich teilweise eine bedenkliche Kluft zwischen der langsam, aber stetig wachsenden Zahl der auf das Lehramt Studierenden und den künftigen Pfarrer/innen auf. In Gesprächen wurde mir deutlich, wie unterschiedlich in der DDR die Biografien der einzelnen waren: hier Aufwachsen in der Pfarrfamilie, dort in kollektiven Staatseinrichtungen, angefangen von der Krippe bis zur FDJ; hier Tätigkeit als Bausoldat, dort Dienst in der NVA. Nur vereinzelt gelangen Verständigungen. Manchmal hatte ich den Eindruck, dass ich aus der alten Bundesrepublik Stammender die als „normale“ DDR-Bürger sozialisierten Lehramts-Studierenden besser verstehen konnte als deren in Pfarrhäusern aufgewachsenen, sich auf den Pfarrdienst vorbereitenden Kommilitonen. Besonders spannend fand ich die Anregungen und Fragen durch einige Lehramts-Studierende, die zu DDR-Zeiten Naturwissenschaften studiert hatten, und sich nach der politischen Wende zu einem Studium der Evangelischen Theologie als Drittfach entschlossen.¹⁵

Das Kollegium der Fakultät stützte dagegen geschlossen das Anliegen, schulischen Religionsunterricht einzurichten. Gerade für manche ältere Kollegen war es eine große Genugtuung, dass Theologie endlich wieder auf dem Forum der Wissenschaften offen getrieben werden konnte. Dabei galt die kirchliche Anbindung als selbstverständlich. Der Universitätsgottesdienst war damals ein wichtiger Ort der Begegnung, auch über die Fachgrenzen hinweg. Mehrfach im Semester predigten Kollegen aus anderen Fakultäten. So war an der Universität die Theologie so gut integriert, wie ich es sonst noch nie an einer Hochschule erlebt habe – bei gleichzeitiger erheblicher gesellschaftlicher Desintegration von Kirche. Eine merkwürdige Konstellation, die andeutet, welche Chancen damals Kirche durch ihre Zurückhaltung gegenüber einer Öffnung auf Staat, Gesellschaft und Kultur hin verspielte!

¹⁵ Typisch für die hieraus erwachsenden Fragestellungen ist die Dissertation von BEATRICE KÖRNER, *Schöpfung und Evolution. Religionspädagogische Untersuchungen zum Biologieunterricht an kirchlichen Gymnasien in Ostdeutschland*, Leipzig 2006. Sie kann als der erfolgreiche Versuch gelesen werden, die christliche Perspektive innerhalb der stark naturwissenschaftlich ausgerichteten ostdeutschen Schulen zu implementieren. Körner hatte ursprünglich Biologie und Chemie studiert.

4. Gelerntes

In den gut fünf Jahren meiner Tätigkeit an der Fakultät – von 1991/92 bis 1997 – und in der Zeit, als meine Familie in Halle wohnte – von 1994 bis 1998 – habe ich viel theologisch und persönlich gelernt, was auch nach meinem Weggang für mich wichtig blieb.

Zuerst erlebte ich in ganz unmittelbarer Weise die Bedeutung des Politischen für das alltägliche Leben. Ich war in Halle tätig, als weithin die führende Schicht ausgewechselt wurde. Im Alltag begegnete ich sowohl denen, die aus hohen Positionen entlassen wurden, als auch denen, die nachrückten. Dies hat für mich nachhaltig das bei meiner Generation der in den fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts in der Bundesrepublik Geborenen vorherrschende Grundgefühl von Stabilität erschüttert. Ich habe erlebt, dass Alles auch ganz anders sein kann und in hohem Maße von der politischen Gesamtkonstellation abhängt.

Besonders deutlich trat diese Bedeutung von politischer und damit untrennbar verbunden kultureller Kontextualität für den Bereich Kirche hervor. Die Diskrepanz zwischen dem durch eine Wort-Gottes-Theologie gestützten Beharren auf einer Unabhängigkeit der „Verkündigung“ und der gleichzeitigen – unbewussten – Übernahme der staatlich exekutierten Segregation von Religion aus der Gesellschaft war unübersehbar. Es kam m.E. nicht von ungefähr, dass kirchliche Mitarbeiter/innen und alte SED-Genossen teilweise gemeinsam den Aufbau des schulischen Religionsunterrichts zu verhindern suchten.¹⁶ Von daher scheint es mir für Theologen unerlässlich, möglichst genau den Zusammenhang ihres Nachdenkens mit dem konkreten politischen und kulturellen Kontext zu bestimmen und diesen kritisch zu reflektieren. Die in der Bundesrepublik gegebene Offenheit der Diskurse ist dafür eine große Chance.

Der freie Zugang von Kirche und Theologie zur Öffentlichkeit wurde mir in Halle als ein hohes, keineswegs selbstverständliches Gut bewusst. Dies ist deutlich aus der DDR-Kirchengeschichte zu lernen. Vierzig Jahre staatliche Repression hatten nicht nur die Kirchen weitgehend aus der Öffentlichkeit verdrängt, sondern auch zur jedenfalls teilweisen Separation

¹⁶ In diesem Zusammenhang ist daran zu erinnern, dass die Verhinderung des schulischen Religionsunterrichts an den öffentlichen Schulen als ordentliches Unterrichtsfach und der im Gegenzug eingeführte LER-Unterricht in Brandenburg wesentlich von der ehemaligen Katechetin Marianne Birthler als Ministerin für Bildung, Jugend und Sport propagiert und zuerst als Schulversuch durchgesetzt wurde.

kirchlicher Mitarbeiter/innen von den anderen Menschen geführt. Dieser Rückzug in eine gesellschaftliche Nische, ursprünglich durch die Kommunisten erzwungen, wurde für viele in der Kirche Engagierte nach vierzig Jahren zum wünschenswerten Normalzustand. Von daher erscheint mir die Offenheit in der Kommunikation des Evangeliums für die jeweilige gesellschaftliche und kulturelle Situation ein wichtiges Anliegen, das nicht leichtfertig durch Rückzug auf theologische Richtigkeiten gefährdet werden sollte. Zugleich gilt es aber auch, die kulturkritischen bzw. „kontrakulturellen“¹⁷ Impulse des Evangeliums herauszuarbeiten und zu gestalten. Dass dies nur auf der Folie einer sorgfältig erstellten Kulturtheorie möglich ist, geht schon aus dem Begriff des „Kulturkritischen“ bzw. „Kontrakulturellen“ hervor.

Diese Einsichten lassen sich gut am Beispiel des Religionsunterrichts konkretisieren. Seit meiner Hallenser Zeit nimmt die Einführung in die rechtlichen (und politischen) Rahmenbedingungen dieses Schulfachs einen wichtigen Platz in meinen religionspädagogischen Lehrveranstaltungen ein.¹⁸ Dabei geht es mir zum einen darum, den schulischen Religionsunterricht als Teil der demokratischen Schule auszuweisen. Dazu gehört z.B. auch der Anschluss der Religionsdidaktik an die allgemeine didaktische Diskussion. Zum anderen ist aber auch der Inhalt deutlich vom besonderen Bezug dieses Fachs zur Kirche und seinem grundlegenden Inhalt, dem Evangelium Jesu Christi, her zu profilieren. Der durch die grundgesetzlich garantierte positive Religionsfreiheit ermöglichte Spielraum ist im Interesse der Heranwachsenden entschlossen auch in gesellschafts- und kulturkritischer Hinsicht zu nutzen.¹⁹ Dabei dürfte gegenwärtig vor allem ein Beitrag zum kritischen Umgang mit den elektronischen Medien von Bedeutung sein. Die bestimmten PC-Spielen immanente Suggestion von Allmacht, für die vor allem manche junge Männer empfänglich scheinen, steht in deutlicher Spannung zur biblischen Einsicht in die Geschöpflichkeit des Menschen. Auch die stark ökonomische Signatur gegenwärtiger Kultur erfordert im Interesse der Heranwachsenden eine kritische Perspektive.

Eine solchermaßen kontextuell und kulturkritisch bestimmte Praktische Theologie steht vor vielen Herausforderungen und hat für die Kirche auch

¹⁷ Ich nehme hier die Kontextualitätstheorie auf, wie sie im Nairobi Statement „Christian Worship: Unity in Cultural Diversity (LWF Studies 1/1996) einer Studiengruppe des Lutherischen Weltbundes als liturgische Hermeneutik ausgearbeitet wurde.

¹⁸ Ausgeführt findet sich dies in C. GRETHLEIN, Fachdidaktik Religion, Göttingen 2005, 50–77.

¹⁹ Dass dieser Ansatz jeweils mit der Lebenswelt der Schüler/innen vermittelt werden muss, ist religionspädagogisch selbstverständlich. Auch hier erweist sich also eine deduktiv vorgebrachte Theologie als problematisch.

eine seismographische Funktion. Dies zeigt sich an der Vielfältigkeit ihrer Themen. Die in Halle von mir betreuten Qualifikationsschriften reichten vom freikirchlichen Gemeindeaufbau über den Zusammenhang von Liturgie und Religionsunterricht bis hin zu einer erwachsenenpädagogischen Erkundung von Enneagramm-Veranstaltungen. Vor allem die neuen Medien eröffnen mittlerweile einen neuen für die Förderung der Kommunikation des Evangeliums unerlässlichen Horizont.

5. „Fünf Jahre sind genug“

Die Zeit in Halle war also lehrreich und spannend. Warum dann 1997 der Weggang nach Münster?

Bei meiner Verabschiedung von der Hallenser Fakultät überreichten mir Studierende der Fachschaft ein Büchlein mit dem eindeutigen Titel „Fünf Jahre sind genug!“ Darin spiegelten sie mir deutlich, dass mein Versuch, den schulischen Religionsunterricht als wichtige Chance und Aufgabe für die Kommunikation des Evangeliums zu erweisen, bei ihnen keinen Erfolg hatte. Zum einen hatte mich die Auseinandersetzung mit der Ablehnung des schulischen Religionsunterrichts durch Kirchenvertreter zermürbt. In eigenen Unterrichtsversuchen an einem Hallenser Gymnasium hatte ich das große Interesse von Schüler/innen an „Religion“ selbst erfahren – und zugleich wurde von manchen Kirchenvertretern immer noch eine Unvereinbarkeit von Christenlehre und Religionsunterricht proklamiert. Zum anderen musste ich feststellen, dass an meinen Lehrveranstaltungen – neben den auf das Lehramt Studierenden²⁰ – vor allem aus dem Westen der Republik stammende Studierende teilnahmen. So erschien es für mich durchaus folgerichtig, mit den in Halle gemachten Erfahrungen wieder in den altbundesrepublikanischen Kontext zurückzukehren.

Vor allem für meine Frau wurde dieser Abschied aber schwer. Sie hatte beim Aufbau der Maria-Montessori-Schule als einer integrativen Grundschule ein interessantes Betätigungsfeld mit einem außerordentlich engagier-

²⁰ Bei ihnen ergab sich ein besonderes Problem. Auf Grund der – im Vergleich zu den alten Bundesländern – schlechten Ausbildungs- und Arbeitsbedingungen in Sachsen-Anhalt verließ die Mehrheit der wenigen Hallenser Absolventen mit Fakultas Evangelische Religionslehre dieses Bundesland und trat das Referendariat in anderen Bundesländern an. Diese im Einzelfall menschlich gut verständlichen Entscheidungen waren für die Einführung des Religionsunterrichts in Sachsen-Anhalt sehr ungünstig.

ten Lehrerkollegium gefunden. Die Zerrissenheit der Situation wird auch darin augenfällig, dass diese innovative Reformschule wesentlich durch den Kirchenkreis unterstützt wurde, wobei sich der Superintendent nachhaltig engagierte. Nicht zuletzt dadurch fehlte an dieser Schule aber ein eigener Religionsunterricht ...

Inzwischen hat meine Hallenser Tätigkeit einen erfreulichen Abschluss gefunden. Nach langjähriger Vakanz des Lehrstuhls – Raimund Hoenen hatte in der Zwischenzeit mit ruhiger Hand eine Professur für Religionsdidaktik versehen und das Fach weiter konsolidiert – wurde inzwischen mein letzter Hallenser Doktorand, Michael Domsgen, nach Halle berufen und wirkt dort mit großer Tatkraft. Als in der DDR sozialisierter Pfarrerssohn hatte er im Zuge der Wende schnell die Chancen des schulischen Religionsunterrichts entdeckt und eine hervorragende Dissertation zur Einführung des Religionsunterrichts in Sachsen-Anhalt verfasst.²¹ Nach einigen Jahren in der Praxis war er an das Seminar für Praktische Theologie und Religionspädagogik an der Evangelisch-Theologischen Fakultät in Münster gekommen und hatte sich dort habilitiert. Durch ihn wirken einige meiner wissenschaftlichen Vorhaben weiter, die ich als junger Gründungsprofessor weithin vergeblich verfolgte.²² Die Zahl der auf das Lehramt Studierenden ist inzwischen bedeutend angewachsen, und auch die Unterstützung des Religionsunterrichts durch die Kirche ist nicht mehr strittig.

Zusammenfassung

Der Verfasser erinnert an wichtige Erfahrungen seiner Lehrtätigkeit an der Theologischen Fakultät in Halle zwischen 1991/92 und 1997. Die von den Kommunisten erzwungene gesellschaftliche Isolation der Kirche erschwerte die Einführung des schulischen Religionsunterrichts.

The author talks about important experience as professor of Religious Education at the Theological Faculty in Halle between 1991 and 1997. The

²¹ M. DOMSGEN, Religionsunterricht in Ostdeutschland. Die Einführung des evangelischen Religionsunterrichts in Sachsen-Anhalt als religionspädagogisches Programm, Leipzig 1998.

²² Vor allem mit dem Programm einer „Systemischen Religionspädagogik“ nimmt er die von mir in Halle erarbeitete Lernort-Theorie konzeptionell auf; Siehe DERS., Plädoyer für eine systemische Religionspädagogik, in: IJPT 11 (2007), 1–18.

communists forced the social isolation of Church. This process was a big problem for the introducing of Religious Education.

L'auteur parle des expériences importants de sa vie comme professeur à la faculté de théologie à Halle de 1991/92 à 1997. À cause de l'isolement social de l'église forcé par les communistes, l'introduction d'enseignement religieux à l'école était difficile.